



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : (Fortsetzung) : 8. Feste feiern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herr Wirt, uns dür = stet al = so seh = re, trag auf Wein, trag auf Wein, trag auf
 Wein! Daß dir Gott dein Leid ver = seh = re, bring her Wein, bring her
 Herr Wirt, uns dür = stet al = so seh = re, trag auf Wein, trag
 Wein, bring her Wein! Und dir die Säl = de meh =
 auf Wein, trag auf Wein! Daß dir Gott dein Leid ver = seh = re, bring
 Herr Wirt, uns dür = stet al = so seh = re,
 re, nu schent ein, nu schent ein, nu schent ein!
 her Wein, bring her Wein, bring her Wein, Wein!
 trag auf Wein, trag auf Wein, trag auf Wein!



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

8. Feste feiern



ine große Rolle in unserm Familienleben, insbesondere aber in meinem kindlichen Leben, spielten die Feste. Allen voran natürlich Weihnachten, aber auch Ostern und Pfingsten. Denn da war bei uns jedesmal großes Kuchenbacken.

Meine Mutter mengte, wie alle Quedlinburger Hausfrauen, den Ruchenteig zuhause selbst ein. Bewundernd stand ich als kleiner Junge dabei und sah zu, wie der Teig mit Eiern, Butter, Rosinen und Korinthen oder, wie man in Quedlinburg sagte, mit großen und kleinen Rosinen, mit süßen und bitteren

Mandeln, mit Hefe, Zucker und Zitronat je nach den verschiedenen Kuchenarten zurechtgemacht wurde. Wenn er fertig war, mußte ich um die Ecke unsers Hauses herum hinüber zum Bäcker Timpe laufen und dort anfragen, wann die Mutter kommen dürfe. Zur bestimmten Stunde wurde der Kuchenteig in großen Tragkiesen von unsern Dienstmägden zum Bäcker getragen. An der Hand der Mutter ging ich dann hinterher. In der Backstube wurden die dicken Teigmassen unter Meister Timpes sachverständiger Leitung auf einem großen, blank geschauerten Tische mit Mangelhölzern ausgerollt und auf Bleche geschoben. So gelangten sie in den Backofen. Wenn dann die großen Kuchen — es wurden unglaubliche Mengen verschiedener Art bei uns gebacken — schön gebräunt wieder aus dem Ofen kamen, dann bestrich sie die Mutter mit flüssiger, gelber Butter und bestreute sie mit Zucker und Mandeln. Dann durfte ich unsre Dienstmägde holen, und diese trugen das duftende, braune Gebäck auf großen Kuchenbrettern stolz nach Hause. In großer Menge wurde der Kuchen an die Diensthöten, die Waschfrauen und das sonst im Hause beschäftigte Hilfspersonal, aber auch an arme Leute, deren eine Anzahl zum Inventar unsers Hauses gehörten, verteilt. Vierzehn Tage lang — so lange reichte der Vorrat — war dann gute Zeit. Denn der selbstgebackne Kuchen schmeckte uns herrlich, und gekaufter Kuchen, der übrigens nur ganz ausnahmsweise und äußerst selten ins Haus kam, konnte damit nicht konkurrieren. Mit dem selbst gebacknen Kuchen wurde auch nicht gekargt.

Zu Fastnacht, oder wie mein Vater sagte, zum Fastelabend buk meine Mutter eine gewaltige Menge Pfannkuchen oder Prillen, gefüllte und ungefüllte. Sie mundeten uns fast noch besser als der Festkuchen. Zu Ostern wurden neben dem üblichen Kuchen auch noch ganz dünne, süße Eierladen gebacken. Übrigens gab es in Queblinburg zum Fastnachtsdienstag noch ein besondres Gebäck, kleine, runde, aus Kuchenteig geformte, mit Korinthn versehene Brötchen, Willenbrote genannt. Sie wurden beim Bäcker gekauft und kamen regelmäßig, aber nur an diesem einzigen Tage, auf unsern Frühstückstisch. Mein Vater hielt darauf, daß jedes Kind sein Willenbrot bekam. Wir nahmen sie auch der Absonderlichkeit halber ganz gern, obwohl sie bei weitem nicht so gut schmeckten wie eine Prille oder selbstgebackner Kuchen. Für den Namen Willenbrot fehlt mir jede Deutung. Am Gründonnerstag endlich gab es Morgens zum Kaffee ebenfalls ein besondres Gebäck, Mandelbrezeln. Auch sie schickte der Bäcker. Sie waren wohlschmeckend, und jedes Kind erhielt seine Brezel.

Vor Weihnachten ging es in unserm Hause noch weit unruhiger her als sonst. Es kamen dann viele Kundleute, die ihre Branntweinfässer füllen ließen, Weihnachts-einkäufe in der Stadt besorgten und von den Bäckern ihren erstaunlich großen Bedarf an Honigkuchen (Pfefferkuchen) mitnahmen. Die Queblinburger Bäcker machten zur Weihnachtszeit mit diesen Honigkuchen ein großes Geschäft. Sie verkauften sie zu vielen Tausenden, und zwar merkwürdigerweise zum doppelten Preis, d. h. für einen Taler erhielt man eine bestimmte Anzahl, aber mindestens dieselbe Anzahl bekam man als Zugabe. Unsre Kundleute nahmen mich zu ihren Einkäufen häufig mit, und ich habe mich als Junge oft genug über diesen seltsamen Handel gewundert. Die Bauern fragten dann, nachdem sie die Honigkuchen probiert hatten: „Wuvel förn Dahler?“ Der Bäcker erwiderte: „Drüttig, un drüttig tau.“ „Nee, sagte der Kundmann, bi Timpen oder bi Deesen oder bi Liesebergen krieg ek ja woll sößundrüttig oder achtundrüttig.“ Dann wurde lange und ernstlich um die Höhe dieser Zugabe gehandelt. Ich habe es nie verstanden, warum der Bäcker für einen Taler nicht gleich sechzig oder sechsundsiechzig Honigkuchen anbot. Aber die Bauern wollten das nicht. Sie verlangten eine reichliche Zugabe. Im Grunde vielleicht eine Art Selbstbetrug. Jedoch die hergebrachte Sitte wurde mit Zähigkeit festgehalten.

Auch sonst steigerte sich vor Weihnachten das unruhige Geschäftstreiben in unserm Hause. Wegen des in der Stadt und auf dem Lande üblichen Kuchen-

backens en gros wurden riesige Mengen von Preßhefe verbraucht. Die eigne Produktion unsrer Brennerei vermochte dann der Nachfrage nicht zu genügen. Täglich kamen mit der Post oder mit Frachtfuhrwerk viele Zentner Zufuhr von außerhalb, namentlich von Ulzen. Die Händler, die wieder unsre Hauptabnehmer waren, rissen sich förmlich darum. Das gab denn in unserm Hause ein lautes, verkehrsreiches, aber ungemütliches Treiben, ein förmliches Gedränge und dazu Hin- und Herstreiten der zahlreichen Händler und Kunden. Das ging in der Zeit vor den Festen vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht. Meine Mutter besorgte dieses Preßhefengeschäft ganz allein neben ihrer Wirtschaft. Noch heute staune ich darüber, wie sie damit fertig werden und doch noch Kraft und Zeit behalten konnte, an dem einen oder dem andern Abend mit uns in die Weihnachtsausstellung zu gehn, Weihnachtsgeschenke für uns und die Diensthoten zu besorgen und auch noch den Weihnachtsbaum hinter unserm Rücken aufzupuzen. Die Weihnachtsausstellungen waren nichts weiter als die Verkaufsstätten der Spielwarenhändler und Zuckerbäcker. Sie hatten dann neben ihrem Verkaufsladen die „gute Stube“ ausgeräumt und mit alten und neuen Herrlichkeiten ausgestattet, die das Entzücken der Kinder erregten. Wir Jungen waren regelmäßig schon vorher wiederholt dort gewesen, um die Ziele unsrer Sehnsucht festzustellen. Wenn dann die Mutter mit uns in die Ausstellungen ging, orientierten wir sie mit verschämter Sicherheit, wo das schönste Puppentheater, der begehrenswerteste Frachtwagen oder Pferdestall und das schönste Zuckerwerk für den Weihnachtsbaum zu finden sei. Im Grunde war es ein konventionelles Versteckenspiel. Wenn die Mutter einen unsrer besondern Weihnachtswünsche zu befriedigen trachtete, wurde der Kauf trotz unsrer Gegenwart zwar abgeschlossen, aber unter allerlei Vorsichtsmaßregeln und Fiktionen, die darauf abzielten, daß wir nichts merken sollten. Wir schienen auch nie etwas zu merken. Mit überzeugender Naivität hörten wir, anscheinend ahnungslos, zu, wie dieses oder jenes Stück für einen auswärtigen Better oder Bekannten erstanden wurde. In Wirklichkeit mußten wir ziemlich genau, was die Glode geschlagen hatte. O kindliche, kindische Torheit! Wie naiv waren wir alle, Große und Kleine, Alte und Junge! Gewisse naive Selbsttäuschungen und Torheiten gehn durch das ganze ernste Menschenleben. Das ist auch nicht gar so schlimm, wie mancher Mann meint. In diesem Weihnachtstreiben mit seinen vorausgeplanten Überraschungen liegt ein poetischer Zug deutscher Märchenlust und traulichen Familienfinns. Der ernstesten und tiefsten religiösen Bedeutung dieses Festes wird dadurch schwerlich Eintrag getan.

In Quedlinburg wurde damals überwiegend nicht am heiligen Abend vor Weihnachten, sondern in der Morgenfrühe des ersten Weihnachtsfesttages beschert, wie man in Berlin sagt, aufgebaut. Auch bei uns. Nur die „ganz vornehmen“ Familien bescherten schon damals am heiligen Abend. Das waren aber vereinzelte Ausnahmen. Ein Gottesdienst, eine Christvesper, wie sie jetzt in den evangelischen Kirchen allgemein üblich ist, wurde damals am Weihnachtsheligtabend noch in keiner der sieben Kirchen unsrer Stadt gehalten. Etwa um fünf oder sechs Uhr Nachmittags wurde vielmehr im städtischen Waisenhaus, in der Kleinkinderschule und in der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder eine Wohltätigkeitsbescherung veranstaltet. Mein Vater sah es gern, wenn wir Kinder dorthin gingen. Ich tat das auch gern. Denn zuhause wurde an diesem Abend noch ein kolossales Scheuern und Reinmachen des ganzen Hauses gehalten. Das war ungemütlich, während im Rettungsause, dem Waisenause oder auch in der Kleinkinderschule die dort veranstaltete Bescherung mit brennenden Lichterbäumen, der Ansprache eines Geistlichen, dem Gesange der Kinder und deren fröhlichen Gesichtern schon hellen Festglanz in die Herzen strahlte. Beim Nachhausegehn sah man die meisten Häuser in tiefem Dunkel liegen. Wir mußten am Christabend, wenn wir nach Hause kamen, früh ins Bett. Denn am ersten Feiertag galt es früh aufzustehn. Schon vor sechs Uhr wurden wir wach und standen erwartungsvoll auf, um in der Wohnstube der Dinge

zu harren, die da kommen sollten. Endlich ertönte aus der guten Stube das heiß-ersehnte Klingeln, der Vater öffnete die Tür, und nun leuchtete uns der große, mit allerlei Zuckerwerk geschmückte Christbaum hell entgegen, eine Harzfichte, deren Duft bis nach Neujahr das ganze Haus erfüllte. Zum Schmuck des Weihnachtsbaums gehörten eine Reihe von Jahr zu Jahr aufbewahrter Inventarienstücke, die jedesmal von neuem Gegenstand unsers bewundernden Entzückens waren: ein kleines Silberhaus, eine Marzipantrommel, einige große Zuckerfiguren und ähnliches. Unter dem Baum lagen auf weißgedeckten Tischen unsre Geschenke. Sie waren nach heutiger Begriffen bescheiden; wir aber fanden sie jedesmal überreichlich und unsre Erwartungen übertreffend. Da waren die längst ersehnten neuen Kleidungsstücke, oder wie wir sagten, „neues Zeug,“ ein mit rotem Zuckerguß glasierter großer Honigluchen mit unserm Vornamen in erhabener weißer Zuckerschrift, ein gutes Buch, Schreibmaterial und sonst allerlei Nützliches und Notwendiges, auch — in äußerst mäßigen Grenzen — ein wenig Spielzeug, eine Arche Noahs oder ein Pferdestall, ein Frachtwagen, mit dem wir Rindmann spielten, oder ein Baukasten, ein Schachbrett oder ein Gesellschaftsspiel (Post- und Reisespiel, Lotto oder Hammer und Glocke, auch Schimmelspiel genannt), und einmal sogar — es dünkte uns kaum möglich — ein Puppentheater mit wirklichen Kulisfen und mit zierlichen Figuren, die man an einem Draht agieren ließ. Einer von uns, in der Regel ich als der älteste, sagte das Weihnachtsevangelium auf. Weitere religiöse Worte wurden nicht gesprochen. Auch von einer Krippe mit biblischen Figuren war keine Rede. Das war damals weder in andern Bürgerhäusern noch bei uns Sitte, obwohl unser Haus für kirchlich galt und auch das Tischgebet bewahrt hatte. Man war damals mit religiösen Kundgebungen, auch innerhalb der vier Wände des Hauses, sehr schüchtern und zurückhaltend. Alle Äußerungen der religiösen Empfindung wurden fast ausschließlich in die Kirche verwiesen. Auf diesem Gebiet ist im allgemeinen ein Zuwenig immer noch besser als jedes Zuviel. Der Zusammenhang zwischen der Familie und der Kirche kam aber im Hause gar zu wenig zur Geltung, und dadurch geriet auch das Kirchengehn in die Gefahr der Veräußerlichung. Namentlich unsre schönen Weihnachtslieder gehören unbedingt in ein christliches Haus, besonders in ein kinderreiches, und ohne sie fehlt der häuslichen Weihnachtsfeier eins der wirksamsten, freudenreichsten und geeignetsten Ausdrucksmittel. Das ist später anders und besser geworden. Doch darf ich gleichwohl bezeugen, daß wir bei unsrer Weihnachtsbescherung sehr glücklich waren. Die Liebe der Eltern leuchtete uns dabei hell ins Herz hinein, und unsre Kinderherzen waren für diese Liebe voll tiefen Danks. Wir Kinder hatten zu Weihnachten auch füreinander und für die Mutter immer irgend ein kleines Geschenk. Mit uns erhielten auch die Dienstboten eine reichliche Weihnachtsbescherung. Nur mein Vater kam regelmäßig zu kurz. Er war gar zu bedürfnislos. Nur zwei Weihnachtsgeschenke erhielt er jedes Jahr, einen neuen Kalender für das kommende neue Jahr und ein schlichtes Taschennotizbuch mit einem Bleistift.

Während der Weihnachtsbescherung wurde es draußen allmählich Tag. Durch die Fenster sahen wir in den Nachbarhäusern die Christbäume glänzen, und in hoher Feststimmung begrüßten wir das helle Tageslicht, vor dem die Wachskerzen am Christbaume erloschen. Mein Vater schickte mich dann noch zu einigen armen Familien am Klinge oder in der nahen Stobenstraße, hier einen Taler und dort einen als Weihnachtsgabe bei armen Leuten abzugeben. Das brachte ihm viel warmen Dank ein. Dann aber wurde es Zeit, die neuen „Weihnachtsachen,“ Rock, Weste, Hose oder Stiefel anzuziehen. Denn fünf Minuten vor neun Uhr ging es unweigerlich zur Kirche. Schon während der Bescherung hatte mein Vater, mochte es noch so kalt sein, ein Fenster geöffnet, damit wir hören konnten, wie schön und feierlich der von der Stadtmusik vom Turme der Marktkirche geblasene Choral „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich“ durch den stillen Festmorgen schallte.

In der Kirche gehörte ich, fast solange ich denken kann, schon als Schüler

der Klipperschule und später als Glied des Gymnasialchors auf den hohen Orgelchor. Von dort sangen die Klipperschüler einen Teil der Responsorien bei der Liturgie. An Festtagen aber führte der Chor des Gymnasiums dort mit Begleitung des städtischen Musikchors eine förmliche Kantate auf oder sang auch an gewissen Sonntagen eine Motette. Dazu hatte sich dann der Musikdirektor des Gymnasiums, der die Kirchenmusik leitete, noch die frischen Stimmen einiger Mädchen aus der höheren Töchterschule gesichert. Diese mit ihren neuen Weihnachtsmänteln und Hüten, wir Jungen in unsern neuen Anzügen, die Musiker mit ihren Instrumenten fanden sich dann am Weihnachtsmorgen pünktlich auf dem Orgelchor zusammen. Zuletzt kletterte regelmäßig der städtische Musikdirektor David Rose, ein ungewöhnlich dicker Mann und ebenso ungewöhnlich guter Musiker, leuchtend die steile Chortreppe hinauf und begrüßte uns oben aufatmend mit einem freundlichen „Guten Morgen, angenehme Matikühle heute, zwölf Grad unter Null, Réaumur.“ Wegen der Nähe des Harzes pflegt es im Winter ohnehin in meiner Vaterstadt recht kalt zu sein, und zu Weihnachten haben wir oben auf dem Orgelchor oft weiblich gefroren. Aber der Feststimmung tat das keinen Eintrag, und von Kirchenheizung war damals noch keine Rede. Wenn wir dann mit der vollzählig versammelten Gemeinde unter der gewaltigen Begleitung der schönen Orgel oder abwechselnd unter Posaunenbegleitung der Stadtmusik sangen: Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd in aller Welt gedacht, so hatten wir einen großen Eindruck von Weihnachten auch dann, wenn die Predigt uns nicht gerade am Herzen packte. Daß sie das getan hätte, kann man nicht behaupten. Vor unserm Herrn „Supperdenten“ hatten wir nichtsdestoweniger gewaltigen Respekt. Auf die Predigt mußten wir scharf aufpassen. Zuhause fragte mein Vater, mochte er selbst in der Kirche gewesen sein oder nicht, regelmäßig nach Text und Thema. Schon früh habe ich mich deshalb daran gewöhnt, mir die Disposition der gehörten Predigt zu merken und aufzuschreiben. Mein Vater hielt von den Predigten unsers würdigen Superintendenten sehr viel. Er pflegte ihn zuhause „den Meister“ zu nennen und meinte, neben ihm seien die andern Prediger der Stadt höchstens „Gesellen.“ Wenn mein Vater aus der Kirche kam, und die Mutter ihn fragte: Nun, wie hat der Herr Superintendent gepredigt? war seine regelmäßige Antwort: Ausgezeichnet, wie immer. Niemand hat unter acht Groschen in den Klingebbeutel gegeben. Er wußte recht gut, daß der Ertrag des Klingebutels nicht dem Geistlichen zufloß, ja er war sogar ein geschwornener Feind des Klingebutels und kämpfte für dessen Abschaffung und Ersetzung durch eine Beckensammlung an der Kirchthür, solange er lebte. Das hinderte ihn aber nicht, seine Wertschätzung der Predigt regelmäßig durch die launige Wendung auszudrücken: „Keiner unter acht Groschen.“

Die Vormittagskirche dauerte bis halb elf Uhr. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegessen, und um ein Uhr mußten wir Kinder wieder in die Nachmittagskirche, die uns manchmal recht sauer wurde. Nach der Kirche gab es zuhause um drei Uhr Kaffee und Kuchen, und zwar an den Festtagen Mandelkuchen, der mir nie und nirgends wieder so gut geschmeckt hat wie im Vaterhause. Nachher wurden die Bettern und Freunde besucht und deren Weihnachtsbescherungen angesehen. Abends nach Tisch wurden die Lichter des Weihnachtsbaumes nochmals angezündet.

Am zweiten Festtage Nachmittags brauchten wir nicht zur Kirche zu gehn. Dieser vierte Festgottesdienst galt als ausschließlich für solche bestimmt, die vorher für den Kirchgang keine Zeit gefunden hatten. Wir fuhren regelmäßig am Nachmittage des zweiten Feiertags nach Ballenstedt, je nach Wetter und Weg entweder zu Wagen, oder was natürlich der Höhepunkt des Vergnügens war, zu Schlitten. Dann fuhren wir nicht den einsamen Feldweg über den Böhling, den ich bei meinen Fußwanderungen nach Ballenstedt einzuschlagen pflegte, sondern auf der von zahlreichen Schlitten belebten Chaussee sausten wir über das anhaltische Dorf Nieder mit lautem Schellengeläute — je lauter, desto besser — in wenig mehr als einer

Stunde nach dem grünen Hause. Dort trafen wir auch wohl die Tilleröder Geschwister, und Onkel wie Tante Bornemann taten das Mögliche, den Aufenthalt in ihrem Hause freundlich und gastlich zu gestalten. Später, als ich in die höhern Klassen des Gymnasiums aufrückte, nahm meine Mutter mich bei solchen Gelegenheiten in Ballensiedt auch mit ins Hoftheater. Dort traf man regelmäßig eine Menge Quedlinburger. Sie sahen das herzogliche Theater wie eine Art Zubehör zu unsrer Vaterstadt an, und wenn der herzogliche Hof einmal durch Quedlinburg fuhr, dann blieben die Bürger stehn und grüßten respektvoll. Auch auf die Schwächen des letzten Herzogs von Anhalt-Bernburg, Alexander Karl, der geistesschwach war und zuweilen im Theater auffällig laut sprach und lachte, nahmen die Quedlinburger selbstverständlich respektvolle Rücksicht. Näher hatte ihnen freilich der lebensfrohe Vater des Herzogs, Alexius Friedrich Christian, gestanden. Zwischen ihm und den Quedlinburgern hatte sich förmlich ein freundnachbarliches Verhältnis ausgebildet. Er wurde, wenn er Quedlinburg passierte, mit Ehrerbietung gegrüßt, und wenn er bei dem Sternhause über Gernrode seine großen Saujagden veranstaltete, so fuhr oder wanderte halb Quedlinburg dahin, um sich die Sauhaz mit anzusehen.

Man erzählte sich in meiner Jugend von einer solchen Sauhaz eine drollige Geschichte. Ein riesiger Keiler hatte im Saugarten, in den die jagdbaren Wildschweine eingetrieben wurden, die ganze Meute mit seinen Gewehren gefestigt zu gerichtet, daß die Hunde nicht mehr an den gefährlichen Gegner heranzubringen waren. Der Herzog „Alexis“ — so nannten ihn die Quedlinburger — stand mit seinen fürstlichen Jagdgästen in einiger Verlegenheit abseits von dem wütenden Schwarztiere. Plötzlich erhob sich draußen vor der Bretterwand der Saubucht in der dort zahlreich versammelten Corona ein ungewöhnlicher Lärm und lautes Gelächter. Der Herzog schickte aus diesem Anlaß einen seiner Leibjäger mit dem Auftrage dorthin, er solle sich erkundigen, was da los sei. Der Jäger kam mit mühsam verhaltenem Lächeln zurück und meldete, dort draußen stehe unter dem Publikum ein ungewöhnlich großer und starker Mann aus Quedlinburg namens Rabe, der sich berühme, er könne den Keiler mit seinem Taschmesser abfangen und zur Strecke bringen. Der Herzog lachte und befahl dem Leibjäger, er möge den Mann bitten, doch einmal zu ihm, dem Herzog, zu kommen. Der Leibjäger ging also nochmals aus dem Saugarten hinaus und durch das schon aufmerksam gewordne Publikum auf Rabe zu, grüßte diesen sehr höflich und sagte ihm, Seine Durchlaucht der Herzog — damals führten die regierenden deutschen Herzöge noch nicht das Prädikat Hoheit — lasse ihn bitten, ob er sich nicht einmal zu ihm bemühen wolle. Andreas Rabe, ein wegen seiner ungeschlachten Derbheit stadtbekanntes Original, übrigens ein wohlhabender „Ökonom,“ wie man damals in Quedlinburg die Ackerbürger nannte, erwiderte: „Wat? eck soll bi'n Herzog kommen? Wat soll eck'n da? — „Das weiß ich nicht, sagte der Jäger, aber ich bitte Sie, mitzukommen, es wird Ihnen nichts geschehn.“ — „Dat wet eck alleene, sagte Rabe, na, wrum denn niche, eck geh met.“ Das ohnehin belustigte Publikum brach in lautes Lachen aus, machte aber Platz, und Rabe schritt hinter dem Leibjäger her in den Saugarten hinein auf den Herzog zu, zog vor diesem seine Mütze ab, machte einen Krachfuß und sagte: „Gum Dag ook, Herr Herzog! Hier bin eck. Wat soll eck?“ Höchst belustigt durch die halb verlegnen, halb trotzigigen Manieren des reckenhaften Mannes sagte der Herzog: „Guten Tag, Herr Rabe, ich habe gehört, daß Sie sich berühmt hätten, Sie könnten den Keiler dort mit Ihrem Taschmesser erlegen.“ — „Veriehm't hebbe eck mel nich, Herr Herzog, aber dat Schwin da, dat is richtig, dat stäl ek met minen Fickmesser dot. Wenn eck man dörfste!“ — „Ja, Herr Rabe, meinte der Herzog, das sagen Sie wohl; aber der Keiler ist wild und der stärkste, den ich im Nevere habe. Fürchten Sie sich denn gar nicht, daß Ihnen etwas passieren könnte?“ — „Nee, Herr Herzog, wat soll mel passieren? un fürchten deit seck kein Rabe ut Quellenborg.“ — „Nun, Herr Rabe, dann versuchen Sie

Ihr Heil, von mir haben Sie Erlaubnis, mit dem Keiler zu machen, was Sie wollen.“ — „Wat, Herr Herzog? soll eck, soll eck wahrhaftig?“ fragte Rabe. — „Ja ja, entgegnete der Herzog Alexis, aber nehmen Sie sich in acht. Ich werde die Jäger anweisen, daß sie Ihnen, wenns not tut, zu Hilfe kommen.“ — Damit gab er der Jägerei einen entsprechenden Wink. — „Dat hat keine Not, sagte Rabe, na, denn man tau!“ — Damit zog er ein stattliches, mit einer Feder zum Einschnappen der Klinge versehenes Taschenmesser aus seiner Hosentasche, klappte es auf, ließ es einschnappen, schärfte die Klinge auf seiner bockledernen Hose ein paar-mal hin und her, wie ein Rasiermesser auf einem Streichriemen, und ging dann mit lautem „Huß, huß,“ das Messer in der rechten Faust vor sich herhaltend, auf den Keiler zu. Publikum und Jagdgesellschaft natürlich in atemloser Spannung. Der Keiler, durch das Hußhußrufen Rabes gereizt, nahm diesen sofort an und stürzte auf ihn zu. Ehe er ihn aber ganz erreicht hatte, sprang Rabe zur Seite, warf sein Messer und seine Mütze zur Erde und ergriff mit seinen Riesenäufsten beide Gehöre des Keilers, hob das Tier daran ein wenig in die Höhe und warf es dann mit gewaltiger Kraft herum auf den Rücken, sodaß die Knochen krachten. Dann kniete er auf den einen Lauf des Keilers, nahm mit der rechten Hand sein neben ihm am Boden liegendes Messer auf, stieß es dem Ober bis an das Hest in den Leib und zog es dann der Länge des Tieres nach durch, sodaß diesem der Leib aufgeschlitzt wurde und das Gescheide heraustrat. Die ganze Szene war das Werk von weniger als einer Minute gewesen, bis der Keiler nicht mehr zuckte. Dann nahm Rabe sein Messer, schlenkerte mit den Fingern der rechten Hand den Schweiß (das Blut) davon ab und steckte es ein. Ein ungeheures Hurra des Publikums und Bravo der Jägerei hatte sich bei dieser zwar nicht weidgerechten, aber immerhin gewaltigen und furchtlosen Kraftleistung erhoben. Rabe ging auf den Herzog, der sich vor Lachen ausschütten wollte, zu und sagte ruhig: „Dat liet dat Schwin, Herr Herzog, et is 'n düchtigen Kävel.“ — „Herr Rabe, rief der Herzog lachend, Sie haben uns ein riesiges Vergnügen gemacht und eine Kraft bewiesen, die großartig ist. Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Ich danke Ihnen vielmals und möchte Ihnen gar zu gern auch eine kleine Erkenntlichkeit erweisen. Womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Nek, Herr Herzog? Eck wüßte nischt, wat eck bruken künnte.“ — „Nun, Herr Rabe, sagte der Herzog, so war es ja nicht gemeint. Ich kann und will Ihnen ja nichts anbieten von Geld und Geldeswert. Nur eine kleine Freude möchte ich Ihnen machen, nachdem Sie uns so tapfer geholfen haben. Besinnen Sie sich doch einmal auf irgend etwas!“ — „Eck bruke nischt, Herr Herzog! Geld hebb' eck jülben naug. Dat einzigste, wat eck woll bruken künne, dat wörre saun Schwien, Herr Herzog! Dat wörre grade saun Familienschwien for med.“ — „Nun, das versteht sich ganz von selbst, Herr Rabe, sagte der Herzog, der Keiler gehört natürlich Ihnen, den haben Sie sich ja tapfer verdient. Den lasse ich Ihnen nach Quedlinburg bringen. Er soll richtig bei Ihnen abgeliefert werden.“ — Schmunzelnd fragte Rabe noch einmal: „Soll eck 'n hebben, Herr Herzog?“ — „Ja freilich, sagte dieser, er gehört Ihnen, ich schicke ihn.“ — „Nee, Herr Herzog, fuhr Rabe fort, wenn eck dat Schwien hebben soll, dann nehm' eck et glicks met. Na, eck danke ook, Herr Herzog!“ — Damit faßte er mit der einen Hand die Vorderläufe, mit der andern die Hinterläufe des verendeten Keilers zusammen, schwang das Tier mit gewaltigem Ruck auf seine Schultern, nahm die Mütze noch einmal vor dem Herzog ab und trug das Wildschwein aus dem Saugarten hinaus durch das ihm zuzachzende Publikum an seinen Kutschwagen, in den er es hineinwarf. Dann stieg er selbst auf und fuhr mit seinem Familienschwein ab. Der Herzog Alexius Friedrich Christian aber war durch diese Geschichte in Quedlinburg sehr populär geworden. Das hinderte freilich die derben Quedlinburger Bürger nicht, bei ihren Hochzeiten und Kindtaufen, wenn sie besonders vergnügt waren, einen Mundgesang zu singen, der im Grunde nichts andres als ein — wenn auch harmloses — Spottlied auf den Herzog war. Es lautete:

Der Herzog Alexis, der harr' en witt Perb,
 Dat harr' ene fahle Schnute;
 Op einen Oge was et blind,
 Op 'n annern kunn' et nich seihn,
 Drum drinken wi ute, ute, ute!

Bei der letzten Strophe mußte ausgetrunken werden. Das Merkwürdigste dabei aber ist die kulturgeschichtlich nachgewiesene Tatsache, daß diese Spottverse schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Mark Brandenburg auf Kaiser Karl den Vierten gesungen wurden, der dort bekanntlich als ein gestrenger Herr nach der Zeit der Wittelsbacher wieder Ordnung geschafft hat. Die Quedlinburger Bürger hatten also nur ein fast fünfhundert Jahre altes Spottlied kopiert und auf den benachbarten Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg umgemodelt. Welche seltsamen und kaum erklärlichen Zusammenhänge!

Doch zurück zur Feier unsrer harmlosen Familienfeste. Auf Weihnachten folgt Neujahr, und auf den Christabend der Silvesterabend. Auch an diesem Tage wurde zu der Zeit meiner Jugend in den Quedlinburger Kirchen kein Gottesdienst gehalten. Es gab auch in den Kirchen, abgesehen von den beiden Altargerzen und einigen alten, nie mehr gebrauchten Kronleuchtern, keine Beleuchtungsrichtungen. Die Geistlichen sprachen, wenn die Einrichtung von Abendgottesdiensten angeregt wurde, die Besorgnis aus, daß darin nach den früher gemachten Erfahrungen leicht Unfug vorkomme. Das wurde auch als das Motiv für die Abschaffung der in frühern Jahren üblich gewesenen Christmetten und Bespern angegeben. Nur in der Schloßkirche hatte sich die Christmette am ersten Weihnachtsfeiertag erhalten. Sie fand frühmorgens um fünf Uhr statt, und jeder Besucher brachte sich dazu sein Licht selbst mit. Zur Christbescherung in meinem Vaterhause paßte aber die Tageszeit nicht recht, zumal da der Weg bis hinauf auf das Schloß ziemlich weit war. Die Schloßgemeinde war auf diese Christmetten nicht wenig stolz und hielt zäh daran fest. Sie wurden auch aus der Stadt viel besucht. Ich habe nie gehört, daß dabei Anordnungen vorgekommen wären.

Am Silvesterabend wurde weitaus in den meisten Familien Punsch getrunken und in den wohlhabendern vorher Karpfen gegessen. Eine Schuppe von den Silvesterkarpfen steckte man sich gern in den Geldbeutel. Sie sollte Glück bringen und ein Vorzeichen sein, daß man im neuen Jahre immer Geld haben werde. In den Gasthäusern hatten die Stammgäste am Abend des Silvestertags freie Zeche. Sie wurden auch dort mit Punsch und Prillken bewirtet. Die Kellner — so nannte man sie damals aber noch nicht, man rief sie vielmehr, weil sie beim Billardspielen den Stand des Spiels markieren mußten: Markeur! — schmückten dann die Stammpfeife und den Stammkrug der Gäste mit einem roten Seidenbändchen und bekamen dafür ein sehr mäßig bemessenes Trinkgeld. Von den heutigen Trinkgelberunsitten war damals noch keine Rede.

In den meisten Bürgerhäusern, auch bei uns, blieb die Familie bei einem Glase Punsch zusammen. Nach Tisch, bevor die Punschterrinen auf den Tisch kam, pflegte mein Vater eine Neujahrsbetrachtung oder aus dem Gesangbuch das schöne Neujahrstied von Paul Gerhardt vorzulesen: „Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten zum Herrn, der unserm Leben bis hierher Kraft gegeben“ usw. Bei dem ersten Glockenschlage der Mitternachtsstunde gab man sich die Hand oder auch wohl einen Kuß und gratulierte sich gegenseitig zum neuen Jahre. In manchen Familien sang man dann das Lied: „Nun danket alle Gott.“ In der Volksschule wurde schon vor Weihnachten der „Neujahrswunsch“ geschrieben, und zwar auf besondern Briefbogen mit einem Vordruck in Goldschrift, die man für einige Pfennige beim Buchbinder gekauft hatte. Dieser Neujahrswunsch war ein kurzes Gratulationsgedicht, das alle Schüler der Klasse so sauber und schön wie möglich unter Aufsicht des Lehrers nachschreiben und auswendig lernen mußten. Am Vormittage des Silvestertags gingen die Kinder dann, natürlich ohne Bücher,

in die Schulkasse und erhielten dort jedes seinen Neujahrswunsch ausgehändigt. Jedes Kind legte dafür auf einen bereitstehenden Teller ein kleines für den Lehrer bestimmtes Geldgeschenk. Davon schlossen sich auch die ärmsten nicht aus. Sie legten wenigstens einen Groschen oder eine Kupfermünze auf den Teller, während die Kinder der wohlhabendern Familien ein Achtgroschenstück oder gar einen Taler brachten, alles in Papier eingewickelt, damit man nicht sehen sollte, wieviel jedes Kind gab. Bei dem ungemein dürftigen Dienst Einkommen der Lehrer war das eine für sie schwer ins Gewicht fallende Ernte. Ich will diesem Brauche, der immerhin seine Schattenseiten hat, übrigens nicht das Wort reden. Der schriftliche Neujahrswunsch wurde bis zum Morgen des Neujahrstags mit geflüstertem Geheintuere vor den Augen der Eltern verborgen. Dann aber wurde er vor dem ersten Frühstück den Eltern überreicht und das Gedicht dabei aufgesagt. Dafür steckte dann der Vater ein Geldstück in die verschlossene Sparbüchse.

Am Nachmittag des Silvesterabends wurde von den Kirchtürmen das Neue Jahr mit allen Glocken feierlich eingeläutet. Wenn irgend möglich, ging mein Vater mit uns kurz vor drei Uhr vor die Stadt hinaus, das Läuten zu hören. Dieses Gesamtgeläut aller Kirchen klang in der Tat wundervoll und wirkte feierlich und erbaulich. Abends vom Eintritt der Dunkelheit an kam dann ein ganzes Heer von Neujahrsgroßgratulanten in unser Haus, die für ihre Gratulation ein Trinkgeld erhielten. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß diese Neujahrsgroßgratulanten, eigentlich Neujahrsschnorrer, zu Hunderten in unser Haus kamen. Sie gebrauchten meist alle dieselbe Formel: „Wir wünschen Ihnen viel Glück zum neuen Jahre, Gesundheit, Friede und Einigkeit.“ Manche setzten hinzu: „Nachher die ewige Seligkeit.“ Mein Vater sorgte im voraus für einen großen Vorrat von Zweigroschenstücken und Groschen, die an die Gratulanten gegeben wurden. Manche aber bekamen auch herkömmlich mehr. Die Knechte und Enken (d. h. die Jungen, die für den Pferde- und Ackerdienst herangebildet wurden) aus den Ackerbürgerwirtschaften erschienen mit langen Peitschen, um damit in unsrer großen und hohen Hausflur, wo es gehörig schallte, das neue Jahr einzuklatschen. Dieses Peitschenschellen machte einen ohrbetäubenden Höllenlärm, galt aber uns Kindern als eine absonderliche Feierlichkeit, die wir um keinen Preis versäumen durften. Wenn die Knechte das neue Jahr eingeklatscht hatten, erschienen die Schornsteinfeger, die Schäfer und die Kuhhirten, die Waschfrauen und allerlei andre Leute dienenden Berufs. Ein Blinder, namens Viole, der sich jeden Sonnabend seine Gabe holte, blies am Silvesterabend besonders rührend seine Flöte und sang noch rührender sein ständiges Lied: „Denkst du daran, mein tapfres Jagienka.“ Dieses Polenlied war damals durch Holteis Singspiel: „Der alte Feldherr“ ungemein populär geworden. Von nationaler Empfindlichkeit hatte man damals in meiner Heimat keine Ahnung. Der Dichter Karl von Holtei hatte übrigens während der Freiheitskriege eine Zeit lang verwundet in Quedlinburg im Quartier gelegen. Als ich auf dem Gymnasium in Tertia oder Sekunda saß, kam er auf einer Rundreise, die er als Rezitator machte, auf einige Tage auch in meine Vaterstadt und las dort in Saale des Ratskellers öffentlich Shakespeares Julius Cäsar vor. Er wurde mit Ehrenbezeugungen überschüttet und las in der Tat meisterhaft, wie ich es kaum jemals wieder gehört habe. Seine Vorlesung machte einen gewaltigen Eindruck, und die Erinnerung daran steht mir noch heute unvergessen vor der Seele.

Am Tage nach Neujahr begann das Neujahrblasen der unter David Hofes Taktstock musizierenden Stadtkapelle. Sie zog dann, von zahlreicher Straßenjugend begleitet, von Haus zu Haus. In den größern Häusern, die wie das unsrige genügenden Raum boten, oder, wo das nicht der Fall war, auf der Straße spielte sie je einige Stücke. Dafür sammelte dann einer der Musiker für Herrn Hofe dessen Decem ein. Merkwürdig, wie viele Menschen für ihren Unterhalt auf eine gewisse konventionelle Mildtätigkeit oder auch Bettelei damals noch förmlich angewiesen waren. In diesem Stück ist seitdem manches besser geworden. Heute würden

Lehrer, Küster, Geistliche oder ein fest angestellter städtischer Musikdirektor von der weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Qualität wie die David Rose sich schwer dazu verstehen, solche Liebesgaben für ihre amtlichen Leistungen in solcher Weise selbst einzusammeln. Damals fand man darin nichts. David Rose war ein vorzüglicher Dirigent seines Orchesters, hatte einige größere Kirchenmusiken komponiert und beherrschte die Orchestermusik vollkommen. Er war in Quedlinburg ein populärer Mann und hat sicher aus dem Neujahrblasen ein gut Stück Geld bezogen. Die Quedlinburger konnten sich auf ihre ungewöhnlich gute Stadtmusik etwas zugute tun. Diese führte die Mozartschen, Beethovenschen und Haydnschen Symphonien ganz vortrefflich aus. Im Sommer spielte die Stadtmusik allwöchentlich an einem Nachmittage im Brühl, dem unmittelbar vor der Stadt unter dem Schlosse gelegenen reizenden Stadtpark. Das waren nach ihrem Programm und dessen Ausföhrung gute Konzerte, auf die von den wohlhabendern Familien abonniert wurde. Zur Bröhlmusik gingen namentlich die Mütter dieser Familien mit Vorliebe, um dort im Freien zu sitzen, Kaffee zu trinken und Musik zu hören. Die Mütter zogen dazu ihr seidnes Kleid an, die Jungen durften sich in ihrer besten Jacke mit frischem weißem Krage als wohlherzogne Kinder präsentieren. Harmlose Vergnügungen, aber für uns Jungen doch ein Zwang, dem wir uns lieber entzogen. David Rose aber dirigierte seine Bröhl- und andre Konzerte ausgezeichnet. Er erfreute sich auch eines gewissen gesellschaftlichen Ansehens. Im „Schwarzen Bären,“ damals dem angesehensten Wirtshause der Stadt, saß er als Stammgast unter den geachtetsten Bürgern. Dort trank er Vormittags vor Tisch täglich zum Frühstückoppen sein Vierteldchen Rotwein. In seiner jovialen Art hielt er, bevor er trank, das gefüllte Glas mit den Worten gegen das Licht: „Freue dich, Kehle, es kommt ein Platzregen. Prost David!“ Dann antwortete er schmunzelnd sich selber: „Schön Dank, Rose!“ Das war ein geflügeltes Wort geworden. David Rose war eins der damals noch ziemlich zahlreichen Quedlinburger Originale, und zwar eins der feinern. Die meisten übrigen, wie zum Beispiel die Brüder Kabe, von deren einem oben die Rede war, mochten nicht weniger witzig und jovial sein, aber sie erschienen um ein gut Teil massiver.

Bald nach Neujahr, am 6. Januar, ist der Dreikönigstag. In meiner frühesten Jugend kamen am Abend drei oder vier mit weißen Hemden über den Kleidern und einigem Flitter aufgeputzte Kinder und führten in einer Art Wechselrede, und wenn ich mich recht entsinne, auch mit Gesang etwas auf, was die Legende von den heiligen drei Königen darstellen sollte. Von dem Text habe ich nichts behalten. Ich weiß deshalb auch nicht, inwieweit diese Darstellung mehr in evangelischem oder mehr in katholischem Sinne gemeint war. Die Kinder bekamen zwar, wenn sie fertig waren, eine kleine Geldspende, aber mein Vater hielt von dieser Aufföhrung nicht viel und mag sie sich wohl verboten haben. Sie hatte auch vorwiegend das Gepräge eines Vorwands zur Bettelei.

In der Passionszeit von Aschermittwoch bis Ostern bestand in Quedlinburg eine ganz eigne kirchliche Sitte. In den Kirchen der Stadt wurde an den Sonntagen die sogenannte Passion gesungen, und zwar am Sonntag Invocavit zuerst in der Aigdienkirche und dann der Reihe nach bis zum Karfreitag jedesmal in einer andern, mit alleiniger Ausnahme der Markt- oder Benediktikirche. In dieser hatten sie die rationalistischen Geistlichen abgeschafft. Es war das eine musikalische, nahezu dramatische, oratorienhafte Darstellung der Passion unsers Heilands mit eingelegten Chorälen, Arien, Rezitativen nach der Art der Bachschen Matthäus- oder Johannespassion. Der Text war in alter, stiftischer Zeit nach den synoptischen Evangelien zusammengestellt. Auch die Musik war alt, und wie man allgemein annahm, in Quedlinburg entstanden. Das Ganze war aber mehrfach überarbeitet worden, zuletzt in musikalischer Hinsicht von David Rose, und in der ausgesprochenen Absicht, es zu kürzen und zu vereinfachen. Aus stiftischer Zeit bestanden noch gewisse Stiftungen, aus denen dem Gymnasialchor, dessen Dirigenten und der Stadt-

muß bestimmte Bezüge für die Aufführung der Passion zuflossen. Sie wurde deshalb alljährlich im Winter neu eingeübt. Es gehörten aber zur Passion einige gute Stimmen: der Evangelist, der in der Form von Rezitativen die Geschichtserzählung sang, mußte ein ausdauernder Tenorist sein, die Partie des Jesus erforderte einen kräftigen Baß. Außerdem gab es noch einige kleinere Solopartien, wie Judas, Petrus, Pilatus, Kaiphas und andre. Den Chor stellte das Volk oder auch die Pharisäer und die Schriftgelehrten dar. Ich habe die Passion oft gehört und wenigstens acht Jahre lang mitgesungen und kann nur bezeugen, daß sie volkstümlich und durchaus erbaulich wirkte. In dem Gottesdienste, wo die Passion gesungen wurde, fiel die Predigt aus, und nur das allgemeine Kirchengebet in abgekürzter Form und der Segen wurden am Schluß hinzugefügt. Am Karfreitag wurde die Passion in der Kirche des benachbarten Dorfes Thale gesungen. Dann wurde der ganze Gynastalchor im Wirtshause zu Thale gespeist, alles aus stiftungsmäßigen Mitteln. Freilich war das Essen schlecht. Es bestand aus Bieruppe und frischer Bratwurst, und ich ließ es meist stehn, weil es mir nicht appetitlich genug aussah. Nach dem Gottesdienste pflegte uns der Pastor von Thale mit einer Tasse Kaffee zu bewirten. Die schmeckte dann um so besser.

Nach Ostern in der Woche zwischen Jubilate und Cantate wurde damals der preussische Bußtag gefeiert. Der Kirchenbesuch am Bußtage war nicht stark. Scharenweis strömten die Quedlinburger an diesem Tage schon Vormittags in den Harz, Nachmittags aber in das schon erwähnte Steinholz. Ähnlich war es am Himmelfahrtstage. Es galt aber als Wetterregel, daß es am Bußtage und zu Himmelfahrt Nachmittags regelmäßig regne.

Am Abend des ersten Oftertags wurde auf dem Ofterberge vor der Stadt ein großes Ofterfeuer abgebrannt. Das Holz dazu wurde, meist von Kindern, aus der Stadt herangeschleppt, und es nahm sich hübsch aus, wenn plötzlich auf der einen oder der andern Höhe des vor uns liegenden Harzgebirges gleichfalls ein Feuer aufflammte. In gleicher Weise wurde am Abend des Johannistags, 24. Juni, ein Johannisfeuer abgebrannt. Der Johannistag wurde in den Volksschulen auch dadurch ausgezeichnet, daß jedes Kind entweder einen Kranz oder einen Blumenstrauß mit zur Schule brachte. Sie wurden dem Lehrer übergeben und waren an diesem Tage ein erfreulicher Schmuck des sonst nicht gerade anmutigen Klassenzimmers. Es war das offenbar wie das Johannisfeuer noch ein Anklang an uralte Gebräuche zur Feier der Sommerjonnenvende.

Auch am 18. Oktober wurde zur Feier des Andenkens an die Schlacht bei Leipzig auf dem Ofterberge ein Freudenfeuer angezündet. Dieses Feuer hatte aber ein andres Gepräge. Hier kamen ausschließlich patriotische Gefühle zum Ausdruck. Der eine oder andre Ökonom ließ ein paar Reifsigwellen oder Holzscheite dazu heranzufahren, die Turner umstanden das Feuer und sangen auch wohl ein gut patriotisches Lied.

Das größte Fest, von den kirchlichen abgesehen, war aber in Quedlinburg „der Klers“ oder Kleers, wie man das Wort aussprach, d. h. das große Freischießen und Bogenschießen der Schützengesellschaft, das auf der städtischen Klerswiese abgehalten wurde. Der Name Klers erklärt sich von selbst dadurch, daß die Einkünfte aus dieser Wiese ursprünglich dem Klerus der Stadt gehörten oder zuflossen. Später nannte man die Wiese selbst kurzweg „Klers“, und von dem Festplage übertrug sich der Name sodann auf das Schützenfest überhaupt. Man fragte in Quedlinburg ohne weiteres: „Wann fängt in diesem Jahre der Klers an?“ oder „wann hört der Klers auf? Wie lange dauert der Klers?“ und nahm sich vor, dies oder das „während des Klerses“ oder „wenn der Klers vorbei sein wird“ zu erledigen. Daneben behielt das Wort seine ursprünglich örtliche Bedeutung bei. Man ging „auf den Klers“ und kam „vom Klers“, oder man machte seinen Spaziergang „um den Klers herum.“

Während der beiden Hauptklersstage, d. h. am Tage des Freischießens und des

Vogelschießens, fiel in den Volksschulen der Stadt der Nachmittagsunterricht aus. Die Frauen und die Kinder bekamen zum Klerse neue Kleider, und die ganze Stadt war während des Klerse in einer festlichen Bewegung. Schon vierzehn Tage vorher war auf dem Klerse ein lebhaftes Treiben. Dann wurden die Klersebuden dort aufgebaut. Da war auf einer kleinen Erhöhung die große „Schützenbude,“ vorn der ganzen Länge nach offen, mit vielen primitiv gezimmerten Tischen, an denen jeder Schützenbruder seinen Platz für den Gewehrkasten zum Laden der Büchse hatte. Daneben und davor standen die Wirtshausbuden und die Familienbuden. Die Buden der Wirte waren innen wohnlich eingerichtet, die Wände mit leichten Stoffen drapiert, die Fenster mit Vorhängen versehen, und jede Bude hatte eine Küche, in der allerlei Festbraten schmorten und Kaffee, Schokolade oder Punsch bereitet wurde. Auch in den Familienbuden wurde an den Hauptklerstagen festlich geschmaust und hinterher auch wohl ein Tänzchen gemacht. Dazu kamen noch eine Menge von Verkaufs-, Würfel- und Pfefferkucherbuden und eine ganze Reihe von Schaubuden mit wilden Tieren, Zauberkünstlern, Panoramen, Zirkusvorstellungen und dergleichen. Kurz, es war ein großes Jahrmaktsreiben, recht kleinstädtisch, aber heiter, festlich und für die Jugend von unvergleichlichem Zauber.

Am Vormittage des ersten Freischießentages und acht Tage später am Vormittage des ersten Vogelschießentages war großer Auszug der uniformierten Schützengilde nach dem Klerse. Dann lief alles nach dem Markte, wo sich die Schützen vor dem Ratkeller versammelten, nachdem vorher in der Stadt Generalmarsch getrommelt worden war. Wenn die Schützen endlich glücklich in Parade dastanden, auf dem rechten Flügel die große Schützenfahne und die Stadtmusik, dann erschien auf der Rathhaustreppe der Bürgermeister in Frack und weißer Binde, schritt die Front ab und nahm den Parademarsch ab. Dann ging es mit schmetternder Musik hinaus nach dem Klerse, und das Scheibenschießen begann. Die silbernen Schießpreise prangten dort in einem öffentlich ausgestellten Schaukasten. Wir Jungen aber liefen nach Hause zum Mittagstisch, wurden nach Tisch sauber angezogen und liefen, mit einem kleinen Taschengelde versehen, hinaus auf den Klerse mitten in das Festreiben hinein, staunten die Schaubuden an und gingen auch wohl in die eine oder die andre, soweit das Geld reichte, hinein. Die Eltern, bei uns meist die Mutter allein, folgten gegen Abend nach, und dann wurde draußen zu Abend gegessen, und zwar regelmäßig Gänsebraten mit Gurkensalat.

Uns Jungen interessierte das Scheibenschießen zwar auch, und wir freuten uns, wenn ein Schuß das eiserne Zentrum traf und dann eine buntkostümierte Figur, der sogenannte Kiltan, vermöge einer durch den Zentrumschuß ausgelösten Feder hinter der Scheibe empor schnellte. Ungleich größer aber war das Interesse, mit dem wir das Schießen nach dem großen, buntpfarbigen, aus Holz geschnitzten Vogel verfolgten. Dieser war auf einer inmitten eines Gerüstes wohlbefestigten, sehr hohen Stange, der Vogelstange, befestigt, die zwischen den Schieß- und Scheibenständen in der Mitte des Platzes stand. Mit stürmischem Jubel begrüßten wir es, wenn ein glücklicher Schuß die vergoldete Krone oder ein Stück des Schwanzes oder gar einen Flügel herabholte. Diese Holzstücke wurden gewogen, und je nach dem Gewicht wurden die Gewinne bestimmt. Mit Spannung erwarteten wir am zweiten Tage das endliche Herabfallen des letzten zerschossenen Rumpfüberrestes. Dann zogen die Schützen, den Vogelkönig in der Mitte, mit Musik wieder zur Stadt. Abends krönte dann ein wirklich großartiges Feuerwerk das Fest, und dabei war der ganze Klerse von Menschen vollgepfropft. Am 3. August, dem Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, war Königsschießen, und an einem andern Tage wurde nach einer auf der Vogelstange befestigten Flatterscheibe geschossen. Das ganze Klersevergnügen dauerte in meiner Jugend drei bis vier Wochen. Später ist es eingeschränkt worden, und heute wird es an seiner Bedeutung als Volksbelustigung, an der alle Stände teilnahmen, wohl manche

Einbuße erlitten haben. An einem der Hauptkierstage wurden damals auch zur größten Belustigung der Kinder Volksspiele veranstaltet: Hahnen schlagen, Preis klettern und ähnliche. Das ganze Kerstreiben war absonderlich und schlug die Schützenfeste der Nachbarorte bei weitem. Immerhin mag die lange Ausdehnung des Festes mit reichlichem Anreiz zu allerlei Vergnügungen und Geldausgaben wohl auch ihre Schattenseiten gehabt haben. Für uns Kinder aber war es der Höhepunkt des Vergnügens.

In Quedlinburg war es üblich, daß in jedem Hause alljährlich im Winter ein Schwein oder deren mehrere für den Hausbedarf eingeschachtet wurden, und man bezeichnete auch dieses Hauschlachten als „Schlachtfest.“ Diese Bezeichnung war aber unberechtigt. Denn diese Schlachttage hatten wenig Festliches. Die ganze Ordnung des Hauses war dann gestört, und von früh bis spät drehte sich alles um das Schlachten, Abbrühen, Würstmachen, Würstkochen und Einpökeln. Das einzig Ansprechende dabei war, daß die nächsten Freunde des Hauses dabei freundschaftliche Hilfe leisteten. Sie halfen das Fleisch stampfen, die Würste zubinden und ähnliche Handreichung tun. Dafür gab es dann beim Abendessen frische Würst aller Art und dazu ausnahmsweise ein Glas Wein. Die frische Würst mundete ja trefflich, und ich sah auch dem ganzen Treiben von Anfang bis zu Ende mit Interesse zu. Aber die geschäftige Unruhe in allen Winkeln des großen Hauses mutete mich nicht an. Ich war jedesmal froh, wenn das „Schlachtfest“ vorüber war. Hübsch aber war die Freigebigkeit, mit der von der frischen Würst auch andern reichlich mitgeteilt wurde. Nicht nur die nächsten Verwandten, sondern auch die Geistlichen der Gemeinde erhielten am Tage nach dem Hauschlachten einen Teller mit frischer Würst zugesandt. Früher sollte angeblich ein Recht der Geistlichen auf diese Würstabgabe bestanden haben, und man erzählte sich — nicht ohne einen Seitenblick auf geistliche Begehrlichkeit —, die Bratwürst für den Pastor habe so lang sein müssen, daß sie dreimal um seinen Leib gereicht habe. Wenn dergleichen je bestanden hatte, so war diese Abgabe rechtlich längst beseitigt. Mein Vater hielt aber aus gutem Willen darauf, daß für den Geistlichen jedesmal eine besonders lange Bratwürst angefertigt wurde.

(Fortsetzung folgt)



Die Komödie auf Kronborg

Erzählung von Sophus Banditz

Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann



Es war am 17. Juni 1586 — jedermann kann das Datum in der Chronik nachschlagen —, als die Gesandtschaft, die König Frederik der Zweite an Königin Elisabeth geschickt hatte, nach Dänemark zurückkehrte.

Das Kriegsschiff, das Henrik Ramel und sein Gefolge heimgebracht hatte, lief um die Mittagszeit in den Sund ein, strich seine Topfegel zum Salut vor Kronborg und ging südlich vom Schloß vor der langen Pfahlbrücke vor Anker.

Hier waren immer Leute: die Gehilfen des Zöllners und Stadtknechte, Pferdehändler und Schiffer, Mädchen und Weiber, Schuljungen und andre Neugierige.

Das Kriegsschiff da draußen mit den drei Mastkörben ließ eine Seepfeife ertönen, ein Boot wurde herabgelassen und steuerte dem Ufer zu, und in dem Vorder-

Grenzboden III 1903